

Schüler Körner.

Stylus von Betty Wittwe.

's ist ein Bub, Nachbar Körner! Eine behäufte ältere Frau steht mit diesen Worten den Kopf zur Thür hinein, die von der Kammer nach dem als Wohnstube und Werkstatt zugleich dienenden Räume führt.

Meister Körner läßt den Stiefel fallen, den er gerade in Arbeit hat und springt so hastig auf, daß der Schmel mit einigem Gepolter umfällt. Ein Bub! In das hab' ich mich gleich gehacht; tonnt' ja auch nicht anders sein. Von wegen dem Namen.

Von wegen dem Namen? Allerdings. Aber das versteht Sie nicht, Kieselweibern. Nun freig' ich ihn doch auch zu sehen, den Bub? Nach nicht, Meister Körner. Ein bißle Geduld müssen Sie schon noch haben. Wenn's so weit ist, nachher — Und ich gratulir' auch schönstens, Nachbar.

Die Kieselweibern winkt dem glücklichen Vater zu und verschwindet wieder. Der Schüler tritt vor einen an der Wand zwischen den Fenstern hängenden Buntdruck, der den Dichterjüngling Theodor Körner vorstellt. Anständig schaut der biedere Meister eine Weile zu dem Bilde auf, fast, als verrieche er ein süßes Weib. Dann stellt er den Schmel wieder auf die Beine, greift nach dem Stiefel und hanirt mit Able und Nachdruck so eifrig, als gäbe es augenblicklich nichts Wichtigeres auf der Welt für ihn. Seine Lippen bewegen sich dabei in lestem Selbstgespräch und auf dem faltigen Antlitz mit den nachdenklichen Augen liegt ein Leid. Derrgott, jetzt hat die Arbeit erst so recht einen Zwick, jetzt, wo der Himmel ihm ein Kind, einen Sohn, beschert hat. Nach schicksaliger Ehe! Das ganze Dasein hat überhaupt jetzt erst einen Zweck. Ein Jungel! Sein Jungel! Sein Theodor. Theodor Körner! Mit dem Namen gibt er dem Jungen etwas mit, was ihn aus der Menge heraushebt.

Meister Körner ist nicht wenig stolz auf seinen Familiennamen, und er hat es seinen Eltern nie ganz verziehen, daß sie ihn Peter haben taufen lassen. Sie konnten freilich nichts dafür, sie waren eben ohne jegliche höhere Bildung, mußten gar nichts von dem edlen Geblüt der Freiheitskrieger, der ein großer Dichter schon in seiner frühen Jugend war, dessen Werte er, Peter Körner, mit immer neuer Begeisterung las und wieder las, dessen Gedichte er zum größten Theil auswendig konnte! Und das hatte von jeher fest gestanden bei ihm: wenn er mal einen Sohn haben sollte, dann müßte er Theodor heißen. Und es müßte doch natürlich zugehen, wenn nichts Besondere aus diesem Sohn werden sollte. Trotzdem er nur ein Schülerhospitant war. Nur O, es hat Schuler gegeben, die — man denke nur an den großen Nürnberg, an Hans Sachs, der war 'ein Schumacher und Poet dazu!' Sein Jungel würde doppelt bewisen sein zu großen Dingen, eben weil er ein Schulersohn war, weil er abstammte von einem Jungfermann des Hans Sachs und weil er den Namen eines berühmten Dichters trug. Und daß nun dieser Sohn, den Schuler Körner schon vor seiner Geburt als zu etwas ganz Besondere aussehend betrachtete, wirklich das Licht der Welt erblickt hat, nach so langem verzweifeltem Hoffen und Harren, — das Glück ist kaum zu tragen! Dem Meister laufen die hellen Thränen über die Wangen, und als die Kieselweibern jetzt mit gedämpfter Stimme ruft: „So, Nachbar, nun könnt' Ihr Euch den Jungen begeben, da muß er es erst heimlich abweisen, denn vor den Weibskleuten zu hanteln, das ist ihm doch gewislich. Selbst seine Rute soll das nicht sein.“

Die kleine Schulerwohnung birgt eine Hölle von Müd. Der Theodor — der Name hat der Rute erst wohl fremd geklungen und sie hat's nur schwer erwinden können, daß ihr Bub' nicht nach einem seiner Großväter getauft werden sollte, wie das doch auch alte Sitten ist — der Theodor gebührt ganz vortrefflich. Er kriegt die Zähne ungewöhnlich früh und ohne Krankheiten, er fängt schon mit einem halben Jahr an zu „schwätzen“, das heißt, er schießt allerlei unartikulierte Töne aus, die aber dem Vater Körner unendlich vernehmlich klingen. Die dunkeln, großen Augen des Kleinen haben einen besondern Glanz, und lockiges braunes Haar bedeckt das Köpfchen. Das sind Erbtheile von der Mutter, der Meister Körner blickt oft vergnügt zu dem Buntdruck an der Wand auf. Sein Großvater war Sachs von Geburt; lieber reichle der Stammbaum nicht weiter zurück, aber wer will behaupten, daß nicht doch vielleicht eine Verwandtschaft mit der Familie, der der Dichter entstammt, vorhanden ist? Dann wäre die Ähnlichkeit nicht weiter verwunderlich! Meister Körner läßt solche Gedanken nicht laut werden, aber im Stillen legt er sie und voll bewundernden Stolzes beobachtet er die sich entwickelnde Entwicklung seines Sohnes, der wirklich, auch nach An-

sicht anderer Leute, „ein gar gescheit's Bilde“ ist. Die Eltern gehen ganz auf in dem einzigen Kind und süßen sich von Jahr zu Jahr tiefer in seinem Besiz. Der Theodor kommt zur Schule und bringt stets die besten Zeugnisse nach Hause. Sobald er's begreifen kann, erzählt ihm der Vater von seinem Ramenonnetter, dem Dichter und Freiheitskämpfer, und der kleine Theodor hört mit glänzenden Augen aufmerksam zu und nicht sehr ernsthaft, wenn der Vater meint: „Gud', du heist gerade so, wie der da auf dem Bild, und 'n hellen Kopf hast du auch — nun lehr' drav und werd', daß du auch was rechtes werden willst.“

Meister Körner ist ein glücklicher Vater, aber bei aller Liebe ist er nicht schwach gegen den Jungen, sondern läßt, wenn's sein muß, eben so gut die Strenge walten. Nur ist die bei dem gut gezeigten und gut geleiteten Kind selten nötig. Sorglich hilt die Eltern den Theodor vor bösen Einflüssen und behalten ihn so viel wie möglich unter Augen. Ist er doch ihr Einziger, ihr kostbarster Schatz! Ein gar einfaches Leben führen die drei Menschen zusammen. Der Sonntag Nachmittag bringt, wenn es das Wetter irgend gestattet, einen gemeinsamen Spaziergang, ohne Entbehren im Wirthshaus. Jeder Großden, der erkräftigt werden kann, kommt auf die Spazierläufe, für „Später“.

Es geht langsam mit dem Sparen. Reichthümer kann ein Handwerker bei so dem Kleinbetrieb nicht sammeln. Meister Körner ist aber bei allem Fleiß nicht der Mann, sein Geschäft in größerem Stil zu betreiben, Lehrlinge und Gesellen zu halten. Das hätte eine andere Wohnung bedingt, — nein, darin waren Vater und Mutter Körner einzig: lieber klein, aber sicher. Die Rute besorgte den Haushalt, der sie, trotz dem alles vor Sauberkeit bligte, nicht voll in Anspruch nahm. Sie strickte und sticte nebenher noch, um etwas zu verdienen, und so konnte man doch regelmäßig zurücklegen. Bis der Theodor so weit war, daß er einen Beruf ergreifen mußte, wurden es mindestens dreitausend Mark sein, das würde reichen zu seiner Ausbildung. Buchhändler wollte er werden auf seines Vaters Wunsch. Dem Meister Körner schien dieser Beruf am geeignetsten. Zu einem Studium fehlten ja doch die Mittel, und ein Buchhändler, dem steht schließlich die Welt offen. Und einer, der immer mit Büchern zu thun hat, wird am Ende gar, wenn er 'so ne Liebe zu ihnen hat wie der Theodor, auch mal selbst Bücher schreiben. Man kann nicht wissen!

Mit sechzehn Jahren hat der Junge das Einjährig-zeugnis erlangt und kommt in die Lehre zu dem einzigen Buchhändler des Städtchens. Später natürlich soll er nach Leipzig zu weiterer Ausbildung. Man hat's ja da. Dreitausend Mark liegen bis dahin auf der Spazierläufe. Was der Theodor jetzt thut, das wird aus dem Laufenden bestritten. — Ein Jahr der Lehrezeit ist bereits vergangen. Der Prinzipal ist sehr zufrieden mit dem fleißigen und intelligenten Gehtling. Vater Körner stellt seine hohen Zukunftsträume schon fast verwirklicht. Da kommt der Junge eines Abends aus dem Geschäft mit heißem Kopf und von Frost geschüttelt. Von einer kleinen Wunde am Finger, die die Mutter ihm früh noch verbunden hat, läuft ein rother Strich über die Hand und bis an den Oberarm. Der Arzt wird geholt und macht ein ernstes Gesicht und schneidet an dem Finger. Am andern Morgen kommt er schon in aller Frühe, und da schiltet er noch besorgter den Kopf und spricht von Zuziehung eines Kollegen. Und als der zur Stelle ist, fällt ein schreckliches Wort: Amputation! Und es ist der rechte Arm! Aber ehe die Eltern sich zu einem Entschluß durchringen können, verschlimmert sich der Zustand mit entsetzlicher Schnelligkeit. Noch ein fürchterlicher Leidensstag, und Vater und Mutter Körner stehen an der Leiche ihres Einzigen! —

Wochen und Monate sind vergangen, seit man aus der kleinen Schulerwohnung, die so reiches Glück barg, einen Sarg hinausgetragen hat. In dumpfem, finstern Schmerz lebt Meister Körner dahin; seine Frau, die nicht weniger leidet, bewingt ihren Zimmer tapfer um des Mannes willen, denn sie doch mit all ihrer Liebe nicht helfen kann, der mit dem Gesicht hadert und seinem Trostgrund zugänglich ist. Er geht nicht mehr zur Kirche, er sitzt stundenlang in schweigendem Weiden am Grabe seines Sohnes und — er arbeitet nicht mehr. Als seine Frau am Tage nach der Beerdigung mechanisch ihre gewohnte Beschäftigung wieder aufnahm, da hatte er mit dem Finger an das auszuweidende Schuppige gestoßen und gesagt: „Schaff' den Kram fort, ich rühr' keinen Finger wieder. Für den hat's noch Zinnd? Unser Geld langt, bis wir auch unter'm Rasen liegen. So was überlebt einer doch nicht.“ Und da bei war's geblieben. Ein paar Mal noch hat's Rute den schüchternen Versuch gemacht, ihren Mann zur Arbeit zu bewegen, hatte gebeten: „So mach' wenigstens fertig, was angefangen ist. Bergeden. Da trug sie den Runden die Stiefel und Schuhe, gestrichen, wie sie waren, wieder ins Haus.“

Rute ist's unheimlich still und leer bei den beiden Leuten. Die Rute wirthschaftet noch geräuschlos als sonst, und wenn sie bei ihrer Arbeit sieht und den Mann rufelnd hin- und hergehen sieht, dann ist ihr das Herz zum Brechen schwer, und die Thränen, die sie verhalten abwischt, gehen ebenso sehr dem Lebenden als dem Todten. Das Bild des Dichters ist von der Wand verschwinden, ein heller Fleck auf der Tapete bezeichnet die Stelle, wo es seinen Platz hatte. Am Morgen nach der Beerdigung hat Meister Körner es vom Nagel genommen und in eine Dachkammer getragen. — Seit einigen Wochen lastet eine neue Sorge auf der armen Frau. Immer öfter muß sie tagtäglich aus der gegenüber liegenden Kneipe ein Seidel Bier holen. Daß ihr Peter nicht mehr arbeitet, damit hat sie sich wohl abgefunden. Sie weiß, daß sie allenfalls genug für das bishen Leben verdienen kann. Aber daß er zum Winter werden soll, er, der früher so müthig war, das ist ihr ein schwerer Gedanke. Sie mag eine schüchternen Mahnung: „Wird's auch nicht zu viel, Alter?“

Da fährt er sie taub an: „Gönnt' mir das bißle Vergessen etwa nicht? Weinst, weil ich nicht arbeit', brauch' ich auch keinen Seidel Bier? Müß' ich nicht, für wen ich zusammenhalten soll? Herrgott, zehn Kinder hat' ich ernähren wollen, hat' seins zu hungern brauchen, das kannst du glauben. Aber so — für was, für wen? Holt Angst, daß ich dir zur Last fall'! Da bist du sicher. Wenn ich das elende Leben halt habe, bang' ich mich auf. Wie beginnender Irrenin leucht' bei solchen Worten aus den Augen des Armen, und die Rute fürchtet das Schlimmste. Wenn sie nur ein Mittel wüß', wenn sie ihn nur bewegen könnte zu arbeiten! Dann wär' er gerettet. —

Es ist an einem Samstag Abend. Meister Körner sitzt, den Kopf in die Arme gestützt am Fenster, ohne einen Blick auf die Straße zu werfen. Ein gefüllter Maßkrug steht neben ihm, aus dem er bisweilen einen Schluck nimmt. Zum dritten Male hat die Frau ihn heute schon fallen lassen müssen. Mit ihren leisen Schritten geht sie es und zu, räumt da und dort etwas bei Seite und wirft verhöhlend besorgte Blicke auf den finsternen Mann am Fenster. Sie tritt in die Kammer und kommt nach einer kleinen Weile zurück, ein Paar Schuhe in der Hand. Die stellt sie breit auf den Tisch, und dann kramt sie aus dem Wandschrank alle Bettungen und nach jeden Schuh einzeln mit großer Umsicht hin. Nun legt sie die zwei Paare in eine Werktasche und wendet sich der Ausgangstür zu.

Da fährt Meister Körner auf: Was soll das? Wo willst hin mit die Schuhe? Zum Schuler Heidenreich, Alter. Es sind meine Sonntagschuhe. Die Sohlen sind durch, schon lang'. Und nun, bei dem nassen Wetter — ich hab' keine andern mehr. Und du — ach, Alter — die Rute bricht in Thränen aus — ich hab''s freilich nimmermehr gedacht, daß mit in meinem Leben ein anderer meine Schuhe besohlen müß', als du! Weist' noch, wie wir zwei zuerst mit einander gegangen sind, da hast du mit einmal Maß genommen und hast mir ein Paar so schöne Schuhs' gemacht. Und wie ich mich so arg darüber g'reut hab' — ich hab' bis dahin ja immer nur so ganz grobe, blöde getragene, war ja ein armes Müd'le — da hast du gesagt: Du, wenn wir uns auch nicht brüden müssen, Rute, an Schuhs' soll dir's nicht fehlen, so lang' ich die Hand noch rühren kann. — Die Rute schilt sich mit der Schürze über die Augen und ergreift die Thürschwelle.

Mutter — die Frau fährt herum, freudigen Glanz in den Augen, Mutter — so hat der Peter sie nicht einmal mehr gerufen, seit der Theodor todt ist! — Mutter, laß' die Schuhs' da. Der Heidenreich bestell' sie heut' doch nicht mehr. Gieb sie nur her — ich — vielleicht — vielleicht — kann ich's noch, Mutter. —

lang einer noch schaffen kann, soll er nicht verzweifeln, Alte. Aber daß du mir das erst halt beibringen müßtest, das ist eigentlich eine Schand'! Und da sprichst die Rute, die Männer wärn' 's starke Geschlecht. So, nun wollen wir zu Bett gehen, Mutter. — Der nur halb geleerte Maßkrug steht vergessen auf der Fensterbank. Ein hüßes Arbeitstüchlein fällt nun wieder die kleine Schulerwohnung aus. Nur zum Abendbrod holt die Rute ein Seidel Bier für ihren Mann, wie in früheren Tagen. Das Glück kommt nicht mehr bei den betrauten Eltern, aber nützliche Thätigkeit, Zufriedenheit und Eintracht sind gute Geister, und wo sie weilen, da findet auch das Unglück keine Stätte. Das Bild Theodor Körner's hängt wieder an seinem alten Nagel, und der Meister schaut oft zu ihm auf während seiner Arbeit, und dann geht ein ganz eigener Ausdruck über seine Züge. Sein tochter Junge und der Dichter werden ihm nach und nach gleichsam zu einer Person, deren Anbender er einen stillen, aus Wehmuth und Stolz gemischten Kultus weilt.

Die Königslette. Dumortische Stylus von W. Körner. Lofe Mäuler hatten es dem ehrenfesten, brauen und nur etwas etlichen Besizer und Herbergswater der „Goldenen Krone“ in Fichtenborn mit einer behaglichen Schwandene brühwarm hinterbracht, was die Iste Hand jenseits jungen Waters, der im „Alten Auerhahn“ logirte, für ein Sportbild über ihn auf die Wüßte einer alten Speisekarte getrigelt hatte. Er war nämlich als Schülgenhauptmann hoch zu Pferde ausgezogen beim letzten Königsziehen und hatte mit seiner Verleserle auf dem etwas herrlich gemordenen Pferde nicht just wie ein Veunant gefessen, der von der Reitschule in Hannover mit der besten Nummer zum Regiment entlassen worden ist. Über was ging das diesen heringschnittenen Farnenleger an? Und eine maßlose Verachtung gegen des Waters Kunst, gepaart mit einem heiligen Joren gegen seine Iste Person, wohnen fortan in Papa Kollhabers Seele. So weit jogaar ging dieser Joren, daß er eines schönen Abends, als der Jünger Kollhabers seinen Wirthsgarten betrat, ihm talt lächelnd bedeuete, auf der oder Wein hier nicht zu warten, da er für solche Gäste bonte.

Das war dem guten Ludwig Winger, den seine Freunde kurzweg Ludz nannten, denn doch überaus fatal geblieben, nicht, weil er gerade auf die Getränke der „Goldenen Krone“ besondern Werth gelegt hatte, sondern weil er seit ein paar Tagen einem neuen weidlichen Gast dieses Wirthshauses auf der Spur war, der auf den ersten Blick sein ganzes Interesse in Ansporn genommen hatte. Das schöne Geschöpf mochte wohl auch ihn nicht ungenüßig sehen, da es seine immer freundlicher werdenden Grüße ohne Verlegenheit freilich erwiderte. Zu seiner Anprache dachte sie es jedoch bisher nie kommen lassen, und er hatte nun gehofft, diese Station auf dem Wege des gegenseitigen Vertrauens beim Kronenwirth zu ermöglichen.

Rüderadach! Da fand er brauchen und sah überzückt in den hängenden Balconen hinauf, die vor den Logizimmer der Sommergäste wie kleine Käfige angebracht waren. Aber das Unglück war nicht gerade groß. Wohl möglich gelang es ihm, die schöne Fremde zum Verlassen dieses ungestlichen Hauses zu bewegen, wenn er erst ein bißchen besser mit ihr bekannt war. Dann dürste sich der brüßte Hönarr, der nicht einmal eine harmlose Karikatur betragen konnte, bei ihm bedanken!

Leider brachte er den schönen Plan nicht zur Ausführung. Denn obwohl er alsbald auf lauschigen Promenaden am Waldrand mit der holländischen mancherlei Zweisprache hielt, die sich in der Folge sogar zu jenen Lippencontanten steigerten, über die sich Meister Schöffel's Hiddigelei einst vergeblich den Kopf zerbrochen: aus der „Krone“ wegzuziehen ersahen ihr ganz unangenehm. Heineid Kollhaber war nämlich ihr leiblicher Vater. Ludz Winger bekam keinen kleinen Schreck, als er das erfuhr; und Rute Kollhaber, die während des Königsziehens noch in ihrer Lausanner Pension gewohnt hatte, brach in Thränen aus, als sie hörte, daß er jener Zaumgenichts sei, der den Vater so mit seinem Reichenhütt zum Gespött gemacht habe. Ihrer Liebe aber that das keinen Abbruch. Im Gegentheil, sie schlossen sich nur noch tropiger aneinander. Dazu aber schmeibeten sie Pläne, wie der Alte endlich zu verfühnen sei.

„Ich habe ihn durch meine Kunst getränkt, ich will ihn auch dadurch verfühnen!“ sagte Ludz eines Tages stolz. „Als Schülgenkönig werde ich ihn malen, und zwar in dem Augenblick, wo ihm die Ehrenjungfrauen die Königslette umhängen! Das war wirklich ein prachtvolles Bild, und er sah dabei famos aus, bieder und stolz zugleich, ohne jede Spur von Lächerlichkeit. Doch auf, das wird ihm gefallen!“

Rute seufzte ein wenig unglücklich. Sie kannte den Diktopf ihres Alten zu gut. Aber sie mochte dem Geliebten seine Übersticht nicht rauben. Vielleicht war es wirklich ein Weg, ihn an dem Sinne zu machen, denn auf die

neuerungen Königslette hat er sich schon etwas zugute. Ludwig Winger spannte sich also eine Leinwand und stug an. Es ging aus alles prächtig vorwärts, wie er der Geliebten berichtete; nur die Königslette machte ihm Schwierigkeiten und sah nach dem Urtheil des Auerhahnwirths der Wirklichkeit durchaus nicht ähnlich. Diese Königslette war nämlich eine Fichtenborner Kostbarkeit. Jeder neue König hatte von altersher, je nach Vermögen und Opferfreude, der Rute ein neues Schild mit seinem Namen anliedern lassen. Diese Schilder wichen nun in Größe und Form höchst mannigfaltig voneinander ab. Alle aber waren gute Goldschmiedearbeit und fügten sich zu einem Ganzen, das die Bewunderung mancher Fremden erregt und im letzten Sommer sogar die Kauflust eines Amerikaners gereizt hatte.

Nach dieser Rute verlangte der Meister. Natürlich hatte sie der König in Verwahrung, solange seine Würde dauerte. Und Heinrich Kollhaber war in solchen Dingen höchst gewissenhaft. Sie lag in seinem Sekretir bei den Wertpapieren und Silberstücken von Bedeutung. Den Schlüssel zu diesem Geheimfach aber ließ er nicht aus den Händen. Rute, die sonst über ein scharfes Mittban des Vaters am Geschick ängstlich und verstimmt wurde, freute sich oberflächlich, als der Alte eines Abends nach etwas zu fleißigem Umtrunk nicht mehr ganz taffest auf den Füßen war und schon vor der Zeit in sein Schlafzimmer ging. Diesen Abend benutzte sie das Schloß und der lauter werdenden Schnarchen; wie ein Dieb tastete sie in seiner Weidenschaft nach dem Schlüssel. Endlich hatte sie das nach geschmeißt und die Rute gefunden. Geheimnißvoll klirren die silbernen Schlüssel all' der vielen Fichtenborner Schülgenkönige, ehe sie in der Tiefe der Lederkiste verschwand. Rute vorläufig mitgebracht hatte. Aber der Schlüssel für seine Kammern war zu schwer gemein, selbst für einen so mißverhandsfähigen Fiedler, wie er einer war! Und ganz richtig wäre die Rute auf ähnliche Weise wieder an den Platz zurückgelangt, wenn nicht am andern Morgen das heimlichste Schloß eines Liebhabers von bergeleichen Alterthümern nach Fichtenborn geführt hätte. Er würde den Kronenwirth so lange, bis dieser ging, das Kleinod zu holen. Aber vergeblich griff er in sein Geheimfach. Die Rute war verschwinden. Trotz seiner Bestürzung war er klug genug, den Verlust zu verheimlichen.

„Sie müssen schon ein andermal wiederkommen,“ erklärte er dem Gaste gleichmüthig, „ich habe den Schlüsselbart im Schloße abgetrazen!“ Als der Gast jedoch fort war, durchsuchte er jeden Winkel, die Dienstbotenoster, die Bodenversteckung, alles mit demselben negativen Resultat. Endlich kam er in das Zimmer seines Tochterleins. Dabei erfuhr er, daß sie den ganzen Morgen schon nicht daheim sei, trotzdem er Order gegeben hatte, sich in der Küche nützlich zu machen, wie es einer Wirthstochter ausse, und wenn sie noch manchmal besser französisch und englisch parlieren konnte. Erst kurz vor Tisch kam sie heim, hinten herum durch die Gartenpforte. Natürlich machte er seinem Groll gehörig Luft.

„Was hat Dir denn die Laune bedorben, Käthechen?“ fragte sie schmeichelnd. „Er wehrt seine Härtschleiten jedoch und sieht halbblau bedor.“

„Sie haben mir die Königslette gestohlen, weil Du auf nichts Obacht gibst, leichtfertige Dir.“

„Du?“ rief er erstaunt. „Ja, bist Du denn des Teufels, Müdel? Was willst Du denn damit? Und wie hast Du sie bekommen?“

„Es ist eine Ueberraschung für Dich, Vater!“

„Ich danke für die Ueberraschungen, bei denen einen der Schlag treffen kann!“ schrie er. „Sofort gehle, wo Du sie hingebrecht hast. Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich sie wieder in dem Kasten weilt!“

„Ich will sie Dir holen!“ sagte sie und wollte davon.

„Woher?“ fragte er sie, sie am Arm packend. „Sie verduchte vergeblich, die Antwort zu umgehen. Er bestand darauf, alles zu erfahren. Fünf Minuten später todt er wie ein Stiermüdd durch den Ort und auf den alten Gartenpavillon des Auerhahns zu, den sich der „Farnenleger“ zur Werkstatt eingerichtet hatte. Wie ein Befehlener schnaubte er den armen Vater an:

„Sie elender Verführer! Sie verdammter Halunke! Erst machen Sie mich zum Gespött von ganz Fichtenborn, und dann verduchen Sie meinem Müdel noch den Kopf und leiten sie an, den Vater zu bestehlen! Meine Rute will ich haben! Auf der Stelle! Und wenn Sie mir noch ein einziges Mal in die Quere kommen, einschleibt ein Unglück! Das sage ich Ihnen!“

Das Bild würdiate er keines Blickes. Es half auch kein Erklären und Begütigen. Mit der Rute im Bedeckung

den Rute's Schritt er zornig von dem. Von diesem Tage an war's aus zwischen den Lebenden. Rute wurde mit Ähren und Rossen zu einem strengen Onkel Parrer gebracht, der sein Briefchen hinausflattern ließ, ohne es kontrollirt zu haben, und alles unbarmerzig konstatirte, was die Adresse Ludwig Wingers trug. Der Vatermann aber zog nach langem, trübseligem Harren wieder in die Hauptstadt, um sich in tröstliche Arbeit zu vergraben.

Im Herbst war ein großes Schülgenfest in derselben Hauptstadt, zu dem auch die Fichtenborner mit ihrem König zogen, der seine grimmige Raune im Trubel des Festes zu verbessern hoffte. Die Anwesenden der Schülgenbrüder nun wurden erwählt, den Landesherrn zu begrüßen. Unter diesen war auch der Kronenwirth.

Das Herz klopfte ihm vor Stolz, als er im Schmel seiner Königswürde mit den anderen hinausschritt zum Schloß. Im Jagdzimmer mußten sie Aufstellung nehmen, den Fürsten, der ein leutseliger Herr war, zu erwarten.

Mit freundlichem Lächeln trat dieser endlich ein. Der Führer der Gruppe hielt ihm eine kurze, kernige Ansprache und lud ihn ein, zum Haupttag des Festes doch auch zu erscheinen. Der Fürst nickte glück Gemüth und ließ sich die Schülgen seines Vändchens vorstellen, diesen und jenen mit ein paar launigen Worten bedenkend.

„Golla!“ sagte er, als die Reihe an den Kronenwirth kam, „den Mann hier kenne ich schon!“

Heinrich Kollhaber wurde roth vor Freude, obgleich er nicht wußte, woher diese Bekanntschaft seinen kommen konnte. Der Fürst aber fuhr, die Rute auf dem Brustflage des Kronenwirths mütern, schallhaft fort: „Es ist nur eine Wiederbekanntschaft. Aber die Bekanntschaft ist unverkennbar! Die Rute bekümmert es übrigens nicht, woher sie haben dem Vater Winger zu seinem prächtigen Müdel Modell gefunden? Ich habe es hier im Schloße hängen. Haben Sie es nie gesehen?“

„Und ein Diener wurde beauftragt, das Bild „Der neue König“, das auf der letzten Ausstellung so gefallen hat, herbeizuschaffen. Alles war voll Spannung, und manch einer beneidete den Glücklichen um das Interesse, das der geliebte Fürst ihm zuwendete.“

„Inzwischen brachte man die Leinwand. Da stand auf dem grünen Festplatz bei der Fichtenborner Schülgenbrüder Kronenwirth, wie er lebte und lebte, in schlichtem Bürgerstolz, mit lachenden Augen, und vor ihm eine schöne, schlanke Festjungfrau, die ihm lustig die prächtige Königslette um den Hals gelegt hatte. Diese aber trug, dem historischen Vorgang ein kleines Schnippen schlagend, die süßen Züge der verbannten armen Käthe.“

„Es ist ein Armstüchlein, das Sie morgen mit unter Ihre lebenden Bilder aufnehmen sollten! Die Hauptperson haben Sie ja dazu, und Winger wird Ihnen gern behilflich sein! Denn das Bild hat seinen Fuß begründet! Schlimm genug, daß er so undankbar war, es seinem Modell nicht einmal zu zeigen!“ sagte der Fürst. „Waschen Sie ihm nur tüchtig den Kopf, lieber Kollege, wenn Sie ihn zu sehen kriegen!“ Und lachend schüttelte er dem Kronenwirth die Hand.

Damit war die Audienz beendet. Heinrich Kollhaber aber machte sich bald frei von dem Schwarm, der eifrig plaudernd zum Festplatz zog, und ging wohl eine Stunde lang grübelnd durch die herrlich schimmernden Anlagen der Königsstadt. Die leisen Mahnungen aus den Briefen des verstorbenen Parrers suchten ihm durch den Kopf; auch die trüglichen Zeilen, die Rute geschrieben. Das lachende Antlitz des jungen Waters tauchte auf, dem er heute so viel Ehre zu verdanken hatte. Immer vergeblicher wurde seine Stimmung; denn das Bild hatte ihm selbst auch über die Wachen wohlgefallen. Nun forschte er in einem Adressbuch nach der Wohnung des „Farnenlegers“, und bald danach klopfte er auch bei ihm an.

Ludz Winger war nicht wenig erschrocken, als die Hünengestalt Pöhlitz in seinem Keller auftauchte. „Amen! Sie mich noch?“ fragte der Alte unsicher.

„O ja!“ seufzte der Vater melancholisch.

„Über ich komme als guter Freund, Herr Winger!“ fuhr der Kronenwirth fort und bot ihm die Hand. „Ich habe nämlich vorhin ein Bild gesehen, droben beim König! Das — das — das müssen Sie mir auch malen!“

„Es war ja Ihre!“ entgegnete Ludz. „Aber Sie waren damals —“

„Ja, wegen des anderen, Sie wissen doch?“

„O ja!“ seufzte der Vater noch einmal.

„Das soll nun begraben sein, wenn Sie wollen! Aber Sie müssen mir etwas Gefallen dafür thun!“

„Das Sie wollen!“ beteuerte Ludz. „Dann fahren Sie mal sofort nach Wilschhofen hinaus und holen Sie das Müdel noch den Kopf und leiten sie an, den Vater zu bestehlen! Meine Rute will ich haben! Auf der Stelle! Und wenn Sie mir noch ein einziges Mal in die Quere kommen, einschleibt ein Unglück! Das sage ich Ihnen!“

Für die Rute. Krollfleisch von Rindfleisch. Man kocht 1 bis 1 1/2 Pfd. geschältes Rindfleisch, gibt es in eine recht dicke, braune Coull (Weißschwinge), die man mit zwei Eigelb abgeseigt und sehr dick eingelocht hat, würzt mit engen entzündeten, gehackten Sardellen, Salz, Pfeffer und gebacht Petersilie und läßt die dicke Masse erkalten. Wenn beim Formen die Krollfleisch nicht halten, muß etwas geliebene Semmel dazwischen gemischt werden. Dann formt man runde, an den Enden abgeflachte Würstchen davon, wendet sie in Ei und geriebener Semmel und brät oder bädt sie in feigender Butter zu schöner Farbe.

Kaisbraten mit Reiskorn. Eine passende Portion Reiskorn wird mit Butter oder Fieschballe ausgequollen; der Braten in Scheiben geschnitten, fast in die Mitte einer großen, flachen Schüssel gelegt und mit folgender Sauce übergossen: Ein gut Süd Butter wird mit einem gehäuften Löffel Mehl und einer geriebene Zwiebel hell gebräut; dazu übergegebene Bratenfauce oder etwas Wasser, ein Löffel Weizenmehl, ein biß zwei Eigelb (Hirngewinnig, ein wenig Zucker und das nötige Salz hinzugeben, diese Sauce kochend über den Braten geseigt, mit dem Reiskorn umgeben und lechter mit geriebener Parmesanfäse bestrut.

Gesüllte Kaisbraten. Von einer Kaisbraten, ca. 3-4 Pfund, werden vorsichtig die kleinen Rippen ausgegült und das Müdel eingebacht. Darauf spaltet man das Brustfleisch von der schmalen Seite aus. Zur Fülle bereitet man eine Farce aus 1/2 Pfund gehacktem Reiskorn, 2 Eiern, Pfeffer, Salz, Majoran, feingehacktem Zwiebel und in Wasser gemischer, gut ausgebrühter Semmel. Nachdem die Brust gefüllt ist, vernäht man die Füllseite und legt das Fleisch, wenn es geseigt, in feigende Butter, läßt es von allen Seiten bei guter Hitze schnell anbraten und gibt dann ein wenig kochendes Wasser zu. Zuletzt gießt man noch ein Quart Wasser nach und nach daran. Der Braten muß einmal gewendet und sehr reichlich mit der eigenen Sauce begossen werden. Dann verquerte man etwas Kartoffelmehl in kaltem Wasser und verbidet damit die Sauce.

Guhn mit Champignons. Junge Gühner werden gereinigt, ausgenommen und jedes in vier Theile geschnitten. Sie werden mit grüner, feingehackter Petersilie, Salz und feingehackten Schalotten bestrut und in Del oder Butter gebraten. Man bestreut die Gühner mit Mehl und gibt ein Glas Rotwein und einige Löffel voll Tomatenmarmelade dazu. Wenn sie bald gar sind, fügt man halbrunde Champignons bei und dämpft alles zusammen. Das Bild der Gühner reich geworden sind.

Rohrbratigemüse. Dies Gericht ist nur zu kochen, so lange der Rohrbrat noch recht zart ist und schöne saftige grüne Blätter hat. Die Knollen werden geblüht, in mittlere Scheiben geschnitten und mit Salz, Butter und reichlich Wasser zum Kochen gebracht. Währenddessen Reif man die jungen Blätter von den Stengeln, brüht erstere und übergießt sie dann mit kaltem Wasser, wodurch die grüne Farbe beibehalten wird. Nachdem das Wasser tüchtig ausgebrüht ist, werden die Blätter grob gewiegt und zu dem halbrunden Rohrbrat gegeben, um beides rüht durch Kochen zu lassen. Zuletzt rührt man noch einen Schöpfel voll gutes Weizenmehl in kaltem Wasser und gibt dies nebst einer Prise Pfeffer an das Gericht. Nachdem das Gemüse nochmals aufgekocht hat, schmeckt man mit Maagwürze ab.

Beefsteak aus dem inneren Stück der Rindfleisch. Das innere Stück des Rindfleisch, das sogenannte Rufs oder Ragsfleisch, gibt fast bessere Beefsteaks als die Rindfleisch und ist dabei billiger. Es ist ein Stück dunkles Fleisch ohne Knochen. Man schneidet es nach gutem Waschen in etwa 1 1/2 Zoll dicke Scheiben, legt diese mit wenig in Ringe geschnittenem Zwiebel in eine Omelettenpfanne in reichlich feigende Butter, bratet sie schnell auf beiden Seiten, daß sie innen noch düllig rot sind und servirt sie mit in Boden geschnittenem Meerrettich und roh gebratenen Kartoffeln. Man muß immer erwärmete Veller dazu geben.

Bedampfter Kaisbraten. Den Rücken wird schön kurz gehauen und für 12 Stunden in saure Milch gelegt, abgewaschen, gehäutet, gesült, gefäsen und in eine Pfanne gelegt, deren Boden man mit mehreren Speckhäfen belegt hat. Dazu läßt man geschneitene Wurzelwörter, ein Lorbeerblatt und ein wenig Gewürz, beget den Braten mit geriebener Butter und läßt ihn im Braten unter fleißigem Begießen mit der Brühe und Nachschütten von heißem Wasser gar und weich blümen. Die Sauce wird abgeseigt, durch ein Sieb gerührt wenn nötig, mit etwas in Butter braun gebrühtem Mehl verlockt und neben dem Braten geseigt.